

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 155

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DAS ENDE VOM STANDORT

Allem Blendwerk zum Trotz: Der Prozess für ein neues Kunsthaus und eine neue Bibliothek war ein teures Nullsummenspiel. Der kantonale Kulturchef verabschiedet sich daraufhin in die Berge. von Kaspar Surber

Die Karte, welche die St.Galler Kulturinteressierten Mitte Februar aus dem Briefkasten zogen, kam für alle überraschend: «Die Mischung von Küchenbursche, Chef de cuisine, Pâtissier, Hilfskellner und Bar-Keeper hat mich fasziniert und gefordert. Nun ist es Zeit, einen Schritt weiter zu gehen», stand darauf zu lesen. Hans Schmid, der kantonale Kulturchef, verabschiedet sich in die Berge: Nach zwei Jahren im Amt wird er Hotelier in Lavin im Unterengadin. Gegenüber dem St.Galler Tagblatt wird er später sagen: «Ursprünglich Jurist, bin ich immer mehr zum Vernetzer, Kommunikator und Moderator geworden. Es ging und geht um Projekte der Standortentwicklung und der Kulturförderung.» Und das Fazit seiner Tätigkeit? «Ich lasse Baustellen und ein paar fertige Häuser zurück. Unter dem Strich wird etwas bleiben.» Vor allem hat der Küchenbursche, Chef de cuisine usw. alles durcheinander gewirbelt. Ohne dass es jemand kritisierte, erst recht nicht die kantonale Regierung. Sie hatte auf einen wie Schmid nur gewartet.

Finsteres Gefühl

Obwohl in der nationalen Sicherheitspolitik (Karin Keller-Sutter) oder der nationalen Bildungspolitik (Hans-Ulrich Stöckli) in jeder Talkshow und in jedem Magazin unüberhörbar, muss die Regierung in den letzten Jahren das finstere Gefühl beschliffen haben, der Kanton St.Gallen sei eine Randregion. Jedenfalls liess sich die Regierung erst mit dem Kanton Zürich in einen Streit um eine Kriegsbeute von Vorvorgestern ein. Dann wurde mit dem Kantonsjubiläum die Reihen geschlossen: «Sich neu begegnen», lautete die erste der

homöopathischen Durchhalteparolen. Wenig später erschien ein Wirtschaftsleitbild mit dem Slogan «St.Gallen kann es!». Das Leitbild massgeblich mitgeprägt hatte der damalige Generalsekretär des Volkswirtschaftsdepartementes, Hans Schmid. Als Ende 2004 Walter Lendi pensioniert wurde, holte sich Kathrin Hilber, Vorsteherin des Inneren und des Militärs, den dynamischen Schmid als Kulturchef in ihr Departement.

Bereits ein Jahr zuvor hatte die Regierung die Kulturpolitik neu definiert: Der Kanton habe sich damals vom «nicht zielführenden Gieskannenprinzip der Kulturförderung» verabschiedet (O-Ton von Kathrin Hilber Anfang Februar in der Lokremise, dazu später). Die Regierung wolle nur noch unterstützen, was überregionale, nationale oder internationale Bedeutung hat. Dann begann das Wirken von Hans Schmid: Erst machte er, wörtlich im Interview mit dem Tagblatt, das «Amt fit»: Er zügelte langjährige Mitarbeiter in einen Anbau des Regierungsgebäudes. Selbst umgab er sich mit eilfertigen Jungs. Die Kriterien für Unterstützungsgelder wurden transparent gemacht – immerhin. Dazu gehörte ebenfalls das neue Fördergremium «Südkultur», womit auch der Süden des Kantons ruhig gestellt war. Denn endlich hatte Schmid in der Hauptstadt Grosse vor: Er organisierte «Schnittpunkt», eine Modeausstellung. Er mietete die Lokremise. Und er trat den Prozess «KuBi» für ein neues Kunsthaus und eine neue Bibliothek los.

«Toll, toll, toll!»

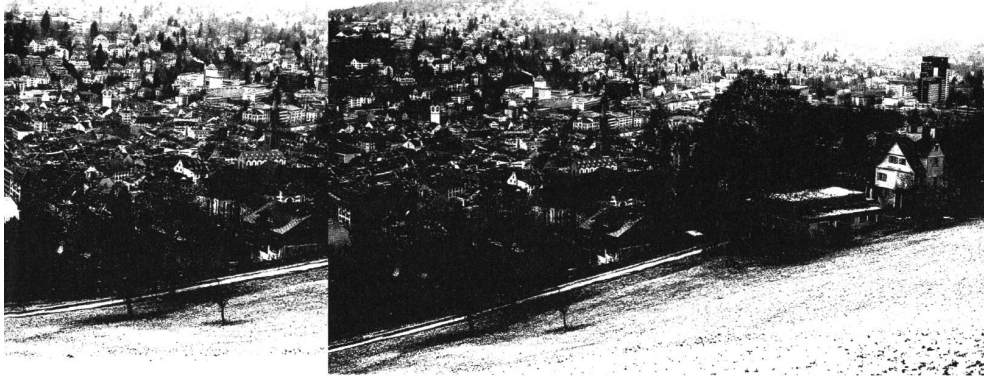
Anfänglich war dabei von «Leuchttürmen» die Rede, von baulichen Ikonen, die über die Kantons Grenzen ausstrahlen sollten. Am 7.

Februar 2007 wurden die Ergebnisse in der Lokremise präsentiert, vor mehreren hundert Zuschauerinnen und Zuschauern. Als erste trat Kathrin Hilber auf die Bühne und sagte: «Heute lassen wir die Katze aus dem Sack.» Dann kam Hans Schmid, hinter ihm wurde das Bild einer Bergspitze über dem Nebelmeer projiziert. Er hielt Rückschau auf den Prozess: Aufnahmen folgten von ungezählten Workshops mit Fachleuten und interessierten Bürgern, die mit nachdenklicher Miene vor voll geschriebenen Wandtafeln sass. Auch Kinder und Jugendliche wurden gezeigt, sie durften mit ihrer «unverdorbenen Phantasie» Kartonmodelle bauen. Die Workshops seien stets moderiert gewesen von professionellen Moderatoren aus Fernsehen und Soziologie, damit sich die Teilnehmer auch wirklich auf die Arbeit hätten konzentrieren können, sagte Schmid.

Dann präsentierte er die Ergebnisse, allesamt mit verkrampft originellen Titeln versehen: «Stellwerk», «Buchgängerzone», «Continuum mobile», «Parksinfonie», «BlingBling» usw. Die Ergebnisse wurden präsentiert auf bunten Plakaten, zusammenfaltbar und für jeden Teilnehmer in einem Kartonmäppchen mit der Ausstattung «KuBi» nach Hause tragbar. «Es war ein toller Prozess», sagte Kathrin Hilber. «Buchgängerzone, Buchgängerzone, Buchgängerzone!». «Es war ein toller Prozess», sagte der St.Galler Stadtpräsident Thomas Scheitlin. «Standort stärken. Standort stärken, Standort stärken!» Dann überreichte Schmid seinen engsten Mitarbeitern, den Moderatoren aus Fernsehen und Soziologie sowie zwei HSGlern, die den Prozess wissenschaftlich begleiteten, Textilkataloge als Dank. Einer der

FRAGE DER LOYALITÄT

Kurzinterview mit Hans Schmid. von Johannes Stieger



sinnigen Titel: «Blendwerk». Und Kathrin Hilber dankte Hans Schmid herzlich.

Und der kantonale Finanzvorsteher, Peter Schönenberger, weniger Homöopath, mehr Turner, sprach noch: «Das Schlechteste ist jetzt Kritik aus den eigenen Reihen. Sie müssen zusammenhalten!» Sechs Tage später folgte Schmid's Karte, er werde Hotelier.

Keine Auslegeordnung

Allem Blendwerk zum Trotz: Der Prozess war inhaltlich und formal eine Auslegeordnung, die keine war. Zum Inhaltlichen: Die wichtigste Brache, die Lokremise, wurde von vorne weg ausgeklammert. Dies, obwohl deren künftige Nutzung, sowohl am Beginn des

Der Prozess hat 500'000 Franken gekostet. Es ist also schon reichlich viel Geld für einen Murks, verpackt in farbige Poster.

«KuBi»-Prozesses als auch an seinem Ende, nicht oder zumindest nicht vollständig geklärt war. Gewiss hat Schmid mit seinem Engagement für die Lokremise einen einseitigen Umbau durch das Theater St.Gallen und seinen Impresario Werner Signer verhindert. Dafür läuft sein Lieblingskind Lokremise seither ausser Konkurrenz – obwohl sich der lichte Bau auch für eine Bibliothek nutzen liesse. Umgekehrt konnte der Prozess, falls von oben gewünscht, durchlässig sein: Nach dem Erfolg der «Schnittpunkt-Schau» war die Zukunft des Textilmuseums plötzlich ein Teil von «KuBi».

Damit zum Formalen: Aufgezogen war der Prozess als zeitgemässe Pseudodemokratie mit Fragebogen und Workshops. Alle Bürgerinnen und Bürger wurden aufgefordert, teilzunehmen. Die gebildete Mittelschicht sprach mit, Kinder und Jugendliche mussten als soziales Gewissen herhalten. Doch im Grunde ging es um handfeste Interessen: Die Regierung wollte einen schillernden Standort, die Institutionen

wollten funktionierende Betriebe. Dass das Naturmuseum aus dem Kunstmuseum auszieht, lag sowieso auf der Hand. Alle anderen Resultate sind vertrackt: Angefangen beim künftigen Standort des Naturmuseums: Soll es in die Vadiana oder in den botanischen Garten? Weiter zur Kantonsbibliothek: Soll sie tatsächlich in die massive Hauptpost, bloss weil diese zentral gelegen ist? Und was hat schliesslich die Aufwertung des Textilmuseums mit all dem zu tun?

Gekostet hat der Prozess, aus dem Lotteriefonds finanziert, 500'000 Franken. Mit einer halben Million kann man zehn Saiten-Redaktorinnen und zehn Kinok-Operateure ein Jahr lang beschäftigen. Oder 250 gute Konzerte veranstalten. Es ist also schon reichlich viel Geld für einen Murks, verpackt in farbige Poster.

Selbstermächtigung

In den kommenden Monaten sollen aus den Postern «präzise Projektaufträge» werden – auf dass sich die Politik damit beschäftigen kann. Es würde genügen, wenn Schmid bis dahin eine Übersicht über all seine Baustellen schaffen würde, inkl. Transparenz, an welche Berater weshalb welche Aufträge gingen. In der Stellenausschreibung für seine Nachfolgerin, seinen Nachfolger heisst es, dass es zur Tätigkeit des Amtsleiters gehöre, zu Handen der Regierung die konzeptionellen Grundlagen der Kulturpolitik zu entwickeln. Einige der Fragen an mögliche Bewerberinnen und Bewerber könnten sein: Welche Kultur braucht die Zeit? Eine Kultur, die nur einseitig den Standort fördern soll, damit sie zwangsläufig zur Hülle und exklusiv wird? Mit am Ende aufgekauften statt ausverkauften Vorstellungen für Privatkunden von Grossbanken oder Textilfirmen? Und also eine Kulturpolitik, die wie geschehen, andauernd werbewirksame Konzepte schreibt und in einer mittelgrossen Stadt wie St.Gallen trotzdem nicht vor Abstürzen gefeit ist? Oder gerade deswegen: Eine Kulturpolitik, welche von unten aufbaut, junge und hier gebliebene Künstler fördert, dadurch Auswärtige anzieht? Welche Institutionen, bestehende, neue kontinuierlich unterstützt? Mit einer Kultur als Folge, die einen emanzipativen Anspruch verfolgt und die Bevölkerung im besten Sinn ermächtigt.

Im Saiteninterview vom letzten Juni haben Sie den Wunsch geäussert, mal ein Hotel aufzumachen. Hatten Sie schon gewusst, dass Sie so bald gehen werden? Vielleicht habe ich es geahnt. Den Wunsch hegen wir schon lange. Und nach Lavin fahren wir schon viele Jahre in den Urlaub, das ist wie eine zweite Heimat für uns.

Im Herbst sind Sie knapp drei Jahre beim Amt für Kultur. Einige Leute regen sich über Ihren Abgang auf. Haben Sie sich darüber Gedanken gemacht, wie das wirkt, genau jetzt zu gehen?

Ich bekomme viele schöne Reaktionen, meist eine Kombination von Freude für mich und meine Familie und Anerkennung für die geleistete Arbeit. Ich weiss aber, dass ich mit dem Schritt auch auf Unverständnis stosse. Ich kann das verstehen, habe mir die Frage der Loyalität gestellt. Auch hätte ich den Job in der Kulturförderung gern noch schöner abgerundet. Nur: Die Gelegenheit hat sich jetzt ergeben. Und hätten wir sie nicht gepackt, hätten wir eine Chance verpasst.

Sie hören nicht auf, weil das «KuBi»-Projekt nicht so kommt, wie Sie wollten, es also keinen Neubau gibt?

Die Flucht vor dem Misserfolg? Der Prozess ist aller Skepsis zum Trotz gelungen. Darüber freue ich mich. Das Ergebnis gefällt mir, weil die Bibliothek und das Textilmuseum jetzt hoch im Kurs sind. «BlingBling» ist für mich so etwas wie ein Glücksgefühl.

Wieso gehen Sie dann?

Im Amt für Kultur ist es meine Aufgabe, Projekte aufzugleisen und Akteure zu vernetzen. Ich merkte, dass ich der Typ bin, der ein Projekt in eigener Verantwortung umsetzen und dabei in die Tiefe gehen will. Ich suche die konkrete Aufgabe. Es ist dies der Schritt «vom Umfassenden zum Fassbaren», wie ich in der Karte geschrieben habe.

Stand Ihnen dieser Drang bei der Ausführung Ihres Jobs im Weg?

Sagen wir es so: Der enge Kontakt mit spannenden Projekten und inspirierten Menschen in der Macherrolle war eine permanente Versuchung. Und für die einen habe ich mich ja auch zu stark darauf eingelassen. Jetzt darf ich.

Werden Sie sich noch einmischen, wenn Sie im Unterengadin sind?

Ich werde mich interessieren und freuen. Aber ich werde einen Schnitt machen.

Sie werden in Lavin sicher Kultur veranstalten.

Das Hotel versteht sich als Haus für Kultur und Begegnung. Wir sind aber mehr Gastgeber als Veranstalter.

Was wird das denn für ein Hotel?

Klein, offen und lebendig. Wir sind ebenso neugierig wie unsere Gäste.

Die Karte, mit der Sie über Ihren Wechsel informiert haben, ist ein vom Kanton finanzierter Werbespot.

Wir haben offen und konkret informiert. So wie es bei uns der Brauch ist. Es war mir wichtig, die Motivation für den Schritt klar zu machen. Ich hoffe, es ist mir gelungen.

Wie lange werden Sie Hotelier sein?

Der Umbau des Hauses und der Aufbau des Betriebs werden uns ein paar Jahre in Beschlag nehmen. Und dann wollen wir die Rolle der Gastgeber auch geniessen. Irgendwann zieht es mich vielleicht wieder in die Stadt.



«DER AUFWAND HAT SICH GELOHNT»

In einem gross angelegten Prozess haben die «KuBi»-Diskussionen zu dem geführt, was man als den kleinsten gemeinsamen Nenner bezeichnen könnte: Von einem «Leuchtturm» oder einer Kultur-Ikone ist nicht mehr die Rede. Kathrin Hilber war überrascht. von René Hornung

Saiten: Nach Abschluss der «KuBi»-Diskussionen wissen wir: Weder ein gemeinsamer Neubau für eine Kantonsbibliothek und ein Kunsthaus, noch ein neues Kunstmuseum stehen weiter zur Debatte. Hat sich der Aufwand gelohnt?

Kathrin Hilber: Ja. Hätte man die Diskussionen nicht geführt, wäre die Kantonsregierung auf der Schiene Neubau für Kunsthaus und Bibliothek weiter gefahren. Im Regierungsrat dachten wir zuerst, wenn der Kanton sein Kulturengagement derart verstärkt, dann wollen wir «klotzen, nicht kleckern».

Obwohl es nicht soweit kommt, sorgt das Kulturengagement des Kantons für Aufsehen.

Der Kanton hat sich für die Bereiche Buch und Textil stark gemacht. In einem längeren Prozess haben wir es geschafft, das deutsche Bucharchiv nach St.Gallen zu holen. Und das Thema Textil hat spätestens seit «Schnittpunkt» enorm an Bedeutung gewonnen. Mit dem Projekt «KuBi» – so war die Regierung zu Beginn überzeugt – werde man weitere hohe Erwartungen wecken. Wir dachten, der Diskussionsprozess werde die Erwartungen

noch weiter steigern. Die grosse Überraschung war, dass das Gegenteil herausgekommen ist.

St.Gallen – geprägt von einer realistisch-pragmatischen Stimmung?

Wohl schon. Und doch waren diese Diskussionen matchentscheidend, denn sie haben die offene Gesprächskultur gefördert. Man stiess bis zu den Wurzeln vor und ist nun eben zum Schluss gekommen, dass es weder um Ikonen noch Leuchttürme gehen soll. Das hat mich – zugegeben – sehr überrascht. Aber jetzt bin ich froh über den zurückgelegten Weg, denn er bringt mehr Sicherheit, dass wir zu einem realisierbaren Projekt kommen. Jetzt können wir dem Parlament erklären, dass ein Engagement des Kantons erwünscht ist, aber kein Neubau. Dies ist nun breit abgestützt. Das war bei den gescheiterten Abstimmungen über das Museums-Erweiterungsprojekt «Moby» im Stadtpark und das Mummenschanz-Theater auf der Volksbadwiese wohl nicht so genau analysiert worden. Wir haben jetzt herausgefunden, wo die gemeinsamen Interessen liegen.

Das Resultat war aber offensichtlich auch etwas enttäuschend. Finanzchef Peter Schönenberger schilderte an der Präsentation im Februar, er hätte das Projekt «Stellwerk» mit einem Museumsneubau neben der Lokremise bevorzugt.

Wie gesagt, die Kantonsregierung wollte zuerst einen grossen «KuBi»-Neubau. Wir waren der Meinung, dass der Kanton als Geldgeber nur mit einem Neubau einen Platz im Kulturbetrieb in der Stadt bekommen werde. Nun stellt sich heraus, dass der Kanton sehr wohl einen Platz bekommt, aber einen in der Weiterentwicklung bestehender Institutionen. Insofern ist das Resultat pragmatisch, realistisch. Streckenweise hat das auf kantonaler Seite Verwunderung, auch Enttäuschung hervorgerufen, weil die Mehrheit nichts Neues will. Wir waren zwischendurch irritiert, dass wir aufs Mittelmass zurückgebunden werden. Doch jetzt stehen wir klar hinter dem Resultat.

Der Anstoss zur «KuBi»-Diskussion kam vom Kanton. Mit der Stadtregierung wurden die Themen in Workshops bearbeitet, hat man sich auf einer gemeinsamen Linie gefunden?

Der Impuls geht noch weiter zurück. Der Kanton hat sich mit seinen Projekten in der Hauptstadt schon seit über zwei Jahren stark engagiert: Sitterwerk, Lokremise, Kunsthalle, Kultursprung – überall stellten wir Geld zur Verfügung. Die neue Stadtregierung kann nun

Ohne Helm: Kulturministerin Kathrin Hilber ist zuversichtlich. Bild: Daniel Ammann

«ernten». Gleichzeitig erwartet der Kanton, dass die Stadt einen «kulturellen Mehrwert» schaffen wird. Sie wird im Zuge des neuen Finanzausgleichsgesetzes für ihre «zentralörtlichen Leistungen» entlastet. Wir sagen klar: Ein Teil dieses «gesparten» Geldes muss die Stadt wieder in die Kultur investieren. Und wir begründen dies so: Kultur generiert Wachstum, Kulturgelder fliessen um das Vierfache wieder zurück, das sah man zum Beispiel beim Heidi-Musical in der Walensee-Region. Und Kulturgelder fördern die gesellschaftliche Entwicklung. Über die parteipolitischen Grenzen hinweg sind wir in Workshops von Stadt- und Kantonsregierung zu einer gemeinsamen Haltung gekommen.

Und in den Details?

Die Details werden dann noch kompliziert genug, denn es geht nun ja um neue Finanzierungsschlüssel für bestehende Institutionen, nicht mehr um neue Häuser. Wir brauchen auf Seite Kanton eine demokratische Legitimation, dass wir an ein Kunstmuseum mehr zahlen.

Stadt- und Kantonsregierung können diese Projekte aber nicht alleine zu einem guten Ende bringen. Da gibt es viele weitere Mitspieler.

Es liegen nun die vier «Impulse» vor, die bis in den Herbst konkretisiert werden. Stadtpräsident Thomas Scheitlin und ich haben die politische Leitungsverantwortung, dass der Prozess weiter geht. Wir spielen den Ball nun auch dem Kunstverein und den Naturfreunde-Kreisen zu.

Vom Kunstverein weiss man, dass er sich in den Diskussionen gegen einen Museums-Neubau gewehrt hatte.

Ich bin gespannt, wie es dort weiter geht. Der Kunstverein muss sich jetzt in der Kleinarbeit engagieren, denn der Kanton wird nicht einfach einen höheren Sammlungskredit bezahlen, sondern vom Kunstmuseum einen «Mehrwert» verlangen. «Themen und Häuser» – einer der vier Impulse – verlangt eine neue Art der Zusammenarbeit. Da geht es dann auch um Ämter, Interessen und Macht.

Die Frage, wohin mit dem neuen Naturmuseum, überlässt der Kanton aber der Stadt.

Das Naturmuseum ist ein Stadthema. Die Stadt hat sich ja auch schon darum gekümmert und Ideen für einen Neubau beim botanischen Garten entwickelt. Wir haben zusätzlich die Idee ins Spiel gebracht, das Naturmuseum in der bisherigen Vadiana – ergänzt mit einem Neubau – unterzubringen. Doch für den Kanton ist klar: Kultur ist an den Standort Kantonshauptstadt gebunden, ein Naturmuseum könnte auch irgendwo sonst im Kanton stehen. Im Herbst wird für alle Projekte «die Stunde der Wahrheit» schlagen. Die Trägerschaften müssen sich bis

dann entscheiden. Bisher wurde erst das Fundament erarbeitet, jetzt müssen die Träger und die einzelnen Institutionen an die Arbeit.

Am Tag, an dem wir dieses Interview führen, ist bekannt geworden, dass Hans Schmid, der Leiter des Amtes für Kultur, im Herbst Hotelier wird. Er hat die «KuBi»-Diskussionen massgeblich geprägt.

Ich bedaure seine Kündigung ausserordentlich. Persönlich haben wir uns gut ergänzt. Sein Engagement hat klar gemacht, welche Amtsleitung wir hier brauchen: Jemanden, der das Projektmanagement beherrscht, der gut kommuniziert, der Ideen hat und vorne hinsteht. Hans Schmid hat in sehr hoher Kadenz Projekte aufgegleist, dieses Tempo kann ein Kanton auf die Länge nicht durchhalten. Aufgabe der Nachfolgerin oder des Nachfolgers wird sein, das Programm zu konsolidieren.

Von aussen hat man im Moment den Eindruck, Ihr Departement des Innern sei vor allem eine Kulturbaustelle.

Eine äusserst spannende Baustelle, auch in anderen Bereichen. Dass nun so viele Kulturprojekte möglich sind, verdanken wir auch dem Umstand, dass wir in den harten Sparstunden der letzten Jahre die Kultur immer verschonen konnten. Nun können wir auf den geleisteten Vorarbeiten aufbauen – darauf bin ich auch ein bisschen stolz. Mit dem Weggang von Hans Schmid werde ich mich persönlich eine Zeit lang noch intensiver um die Kulturpolitik kümmern.

Wann kommen die Parlamente zum Zug?

Der Kantonsrat wird im Herbst die Umbaubotschaft für die Lokremise beraten können. Dazu wird es auch einen Bericht über die Grundzüge der neuen Finanzierung fürs Kunstmuseum und die Bibliothek geben. Nachher werden wir versuchen, die Vorlagen Stadt- und Kantonsparlament synchron vorzulegen – dieses Vorgehen gab es ja schon bei früheren Themen.

Sind Sie zuversichtlich, dass die Projekte schlank durchgehen?

Im Kantonsrat haben wir die Perspektiven der kantonalen Kulturpolitik diskutiert. Sie bilden eine verlässliche Grundlage. Es wäre vielleicht gut, in der Stadt würde eine solche Grundsatzdebatte auch geführt, denn sie kann vieles klären, ohne dass man sich am Einzelobjekt festbeisst. Was den Kredit für die Lokremise betrifft, bin ich zuversichtlich, dass er durchgehen wird. Bereits jetzt finden im provisorischen Betrieb viele Veranstaltungen statt, und alle Besucherinnen und Besucher sind von der immer wieder neuen Atmosphäre dort restlos begeistert. Wir brauchen für diesen Umbau private Mittel und Geld der Wirtschaft – doch ich bin zuversichtlich.



PINSELRENOVATION REICHT NICHT

Das St.Galler Kunst- und Naturmuseum im Stadtpark soll – dies das Resultat der Diskussionen um das Projekt «KuBi» – künftig ganz der Kunst zur Verfügung stehen. Fürs Naturmuseum wird ein neuer Standort gesucht. Der vom Architekten Johann Christoph Kunkler (1813-1898) entworfene Bau wurde in den Jahren 1874-1877 erbaut. Er ist eines der ersten Kunstmuseen einer Zeitepoche, in der viele ähnliche Häuser entstanden.

Johann Christoph Kunkler war einer der frühen studierten Architekten, beruflich und politisch gut vernetzt. Er war Mitglied der städtischen Baukommission, engagierte sich in den Verbänden und war unter anderem Mitglied der Jury fürs Bundeshaus. Sein Museum als «Juwel» zu bezeichnen, wie das Stadtpräsident Thomas Scheitlin an der «KuBi»-Präsentation machte, geht einigen Kennern der Architekturgeschichte etwas zu weit. Das in «biedermeierlich zurückhaltender Neurenaissance» gehaltene Museum (Schweizer Architekturlexikon) entspricht dem Zeitgeschmack, ein Haus allerdings, das durch elegante Proportionen überzeugt.

In den siebziger Jahren war das baufällige Museum geschlossen worden und nach langen Diskussionen Mitte der achtziger Jahre nach Plänen des St.Galler Architekten Marcel Ferrier für die Nutzungen Kunst und Natur umgebaut worden – ganz im Zeichen jener Zeit: postmodern. «Damals zeigte man den Kontrast Alt/Neu stärker», sagt Marcel Ferrier. Dass bei einer reinen Kunstnutzung im ganzen Hauses «mehr nötig sein wird als nur eine Pinselrenovation», ist Marcel Ferrier klar. Bei der heutigen Kadenz von Erneuerungen und Umnutzungen müsse ein Architekt damit leben, dass ein solches Projekt nur zwanzig Jahre Bestand habe. Wenn nun neue Anforderungen auftauchen, verschliesse er sich dem nicht, so Ferrier. (rh)



NEIN ZUR DIKTATUR DER GESUNDEN

Die Formel ist gefunden, mit der man heute wieder das absolute Gute fordern kann. Und zwar nun ganz ohne das schlechte Gewissen, ob man denn das Gute im Kampf ums Gute nicht verrate, mit dem man noch die grausamsten Gotteskrieger im Namen ihres eigenen Prinzips kritisieren konnte. Dieses neue Prinzip des Guten ist absolut rein und absolut zwingend, denn niemand will es nicht. Dieses Gute heisst Gesundheit.

Alle Kämpfe und Verbrechen, die man früher im Namen anderer Güter den andern angetan hatte, werden heute von denen an sich selber verübt. Die Gesundheitsideologie erfüllt die perversesten Träume der alten Glaubenseiferer, dass nämlich wer nicht daran glaubt, sich selber zugrunde richtet. Das Rauchen ist beispiellos in dieser Sache, wie das letzte Saitenheft wohl deutlich gemacht hat.

Das Wichtigste ist geschafft. Die Gesundheitsidee ist verankert. Geschichte wird gemacht. Es geht voran. Derart, dass man jetzt grundsätzlich weiss, dass wer sich selber kaputt macht, auch die anderen stört. «Die Schweiz wird immer dicker», schreien die Plakatwände, und die Dreifachstühle zeigen den Platz, den die Dicken verschwenden. Das Tagblatt titelt «Die Grippe ist da!» Und: «Zum Impfen ist es nie zu spät.» Wer es nicht tut, gefährdet sich und andere. Dem Erkälteten, der sich aus Pflichtgefühl zur Arbeit schleppt, rufen die Kollegen «Yankee go home» zu. Nicht aus Mitgefühl, sondern aus Ansteckungsangst. Und dann eben das Passivrauchen!

Sich selber kaputt machen? Minetwäge! Aber andere belästigen? Staat, Arbeitgeber, Freunde! Helft mit bei Rauchverbot, Impfgebot, Diätmahnfinger, Fitnessnötigung. Und denkt an die Kosten. Mensch, dass das so gedauert hat. Dass wir erst heute langsam und fast schamhaft noch hinter vorgeheuchelter Hand zu flüstern wagen, was längst in alle Himmel stinkt. Dass wir es sind, die Gesunden, die bezahlen für die Kranken. Und zwar nicht nur für die armen, sondern vor allem für die Armen. Denn es zeichnet sich ab, dass es überproportional die unteren Einkommenschichten sein werden, die nicht ablassen vom Rauchen, die übergewichtig sind und auch sonst gesundheitlich angeschlagener. Und folglich schlägt die Gesundheitsideologie vor: Nicht nur wer «Luxusbehandlung» will, das heisst schlicht gute Ärzte, ruhige Zimmer, schnelle Behandlung, soll mehr bezahlen, sondern auch, wer sich den Frevel leistet, nicht alles der Gesundheit zu opfern, aus Mangel an Zeit, an Geld, an Einsicht und an Lebensenergie. Und keiner soll denken, das mit der Gesundheit hat jeder selber in der Hand. Denn wisse, deine Nachbarn, der freundliche Biologe und die scharfsinnige Soziologin feilen schon längst an jener Formel, die beweist, dass auch deine Leiden, die du sorgsam bisher unter Verschluss halten konntest, selbstverschuldet und also eigenverantwortlich zu tragen sind. Darum: Ja zur Einheitskasse am 21. März. **Rolf Bossart**

MEISTERSTÜCK

ROSMARIE SCANDOLA

«Scandola Electronic» ... «Aha» ... «Nei, ehrlich? Gripp?» ... «Also 400er han i au kei meh. Und denn ä Frog: Hettet Sie en 802er, da isch de zweikanalig» ... «So» ... «Aha jo, da isch dä neu» ... «Guet!» Bienenhaus wäre eine passende Beschreibung für den Betrieb, der an diesem Morgen bei Rosmarie Scandola an der Brühlgasse 20 herrscht. Seit 44 Jahren im Geschäft ihres Mannes tätig, ist sie eine Meisterin des Verkaufs, und das auf technischem Gebiet. Ohne die Floskeln eines üblichen Verkaufsgesprächs zu bemühen, kommt sie den Wünschen ihrer Kundschaft auf die Spur: vorwiegend Männer, die sich gerne mit Fachbegriffen kompetent zeigen. Rosmarie Scandola ist keine diplomierte Technikerin. Ihr Fachwissen hat sie sich «on the job» angeeignet. Man lerne mit jedem Kunden etwas dazu, sagt die 68-Jährige. Sie nimmt Stichworte auf, fragt zurück und bringt die Anliegen der Kunden auf den Punkt. So mancher verlässt den Laden zufrieden mit einer überraschend günstigen Lösung. Rosmarie Scandola gehört zu jener Generation von Unternehmerinnen und Unternehmern, für die es kaum einen Unterschied zwischen Privatleben und Arbeiten gibt. Die rüstige Frau, die meist in einem unauffälligen Pullover hinter dem Ladentisch steht und dabei «immer etwas am Machen ist», findet immer den richtigen Ton: Da sind zum Beispiel die harten Jungs, tätowierte DJs mit wilden Bärten. Die «händelen» gerne mit Frau Scandola. Schlagfertig und mit Humor kontert sie und bleibt auch bei anzüglichen Sprüchen keine Antwort schuldig. Es geht aber nicht nur ums Geschäft.

Mit den Stammkunden ist sie per Du: «Wiä gohts em Vatter?» Für einen gepflegten älteren Herrn wechselt sie geduldig die Batterien seiner Billig-Taschenlampe.

«Diä Verpackig risset Sie mer jetz eifach nöd uuf!» Resolut weist sie einen Alain-Sutter-Typ zurecht, der betont, er fliege bereits am nächsten Tag in die Dominikanische Republik: «E chli am Schtrand abhänge, uflegge und chille.» Was geht wohl im Kopf der bescheidenen Frau im Ruhestandsalter vor, deren Arbeitstag um 6.30 Uhr beginnt? Der junge Mann kauft das professionelle Mischpult schliesslich für mehrere hundert Franken. Ein Bub möchte seinen ersten Stromkreis zusammen basteln. Auch für ihn nimmt sie sich Zeit. Immer wieder wird sie unterbrochen: Das Telefon klingelt im Minutentakt, der Postbote kommt, der Ehemann ruft aus dem Hintergrund, der Sohn sucht etwas. Multitasking scheint für Frau Scandola kein Problem zu sein. Wie schafft sie es bloss, in all dem Durcheinander keine wichtigen Termine zu verpassen? Sie muss ein ausserordentliches Gedächtnis haben. Im Familienunternehmen, in dem auch beide Söhne arbeiten, macht sie ausserdem die Administration. Sie ist der Mittelpunkt dieses kleinen Universums; bei ihr laufen, wie es scheint, alle Fäden zusammen. Trotzdem geschehe es noch

täglich, dass sie von Neukunden unterschätzt werde und diese, wenn sie ihnen etwa sage «da goht so nöd!», den Chef verlan-gen. Ihr Mann erkläre ihnen dann dasselbe nochmals, sagt sie augenzwinkernd und steht hoffentlich noch lange ihre Frau in dieser Männerwelt.

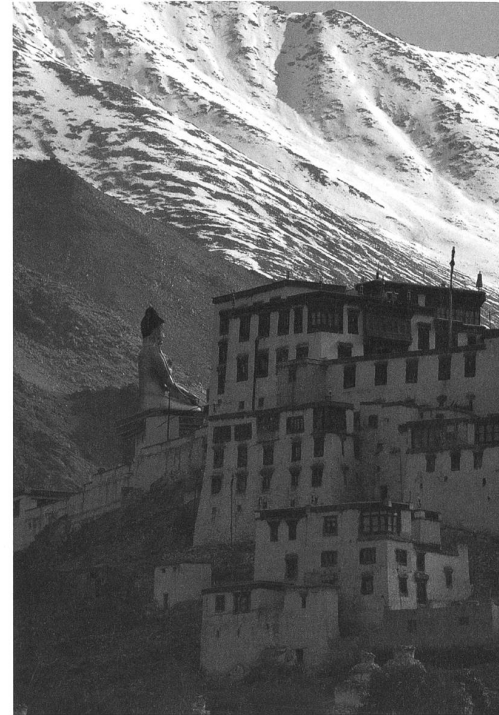
Denise Weder

Illustration: Rahel Eisenring





Wohin fliessen die hohen Gebühren?: Unterricht am Ping-Pong-Tisch der Secmol-Schule.



Von riesigem Zukunftsbuddha bewacht: Kloster von Likir.

SOLAR-HÄUSER BAUEN IN KLEIN-TIBET

Wir ziehen es beide vor, in fremden Ländern nicht nur zu reisen, sondern gelegentlich auch zu arbeiten. Dass dies anders als erwartet herauskommen kann, haben wir in Indien erfahren. Und wir haben einen interessanten Einblick in zwei NGOs (Non Governmental Organizations) erhalten. Wir waren beide schon mehrmals in Indien. Mesum hat zudem als Elektromonteur und Fotograf schon einige Arbeitserfahrungen in anderen asiatischen Ländern gesammelt. Er wollte nun sehen, wie es ist, in seinem Herkunftsland zu arbeiten. Sylvia plante nach Abschluss ihres Ethnologiestudiums, Indien aus eigener Hand kennenzulernen und zudem einen Einblick in Projekte und Arbeitsweisen einer NGO zu erhalten. Es war nicht einfach, etwas zu finden, das unseren Ausbildungen entspricht. Vor allem wollten wir keine Unmenge bezahlen, um arbeiten dürfen. Es gibt etliche Organisationen, die eine hohe Teilnahmegebühr verlangen.

Leere Versprechen

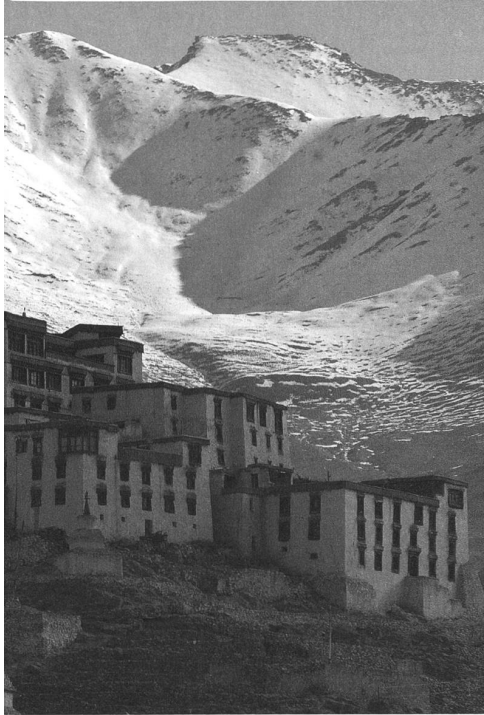
Tibetische Bekannte in St.Gallen erzählten uns von der NGO Secmol (Students Educational and Cultural Movement of Ladakh) in Ladakh, Indien. Weil die tibetische Kultur der ladakhischen sehr nahe ist, sind Migrantinnen und Migranten beider Herkunftsländer oft gut vernetzt. Ladakh wird auch «Klein-Tibet» genannt und ist ein Distrikt des nördlichsten Staates Indiens, Jammu und Kashmir. Der Campus des Secmol liegt etwa 25 Kilometer ausserhalb der Hauptstadt Leh. Hier wohnen Schülerinnen und Schüler, die von weit entlegenen Gebieten kommen und solche, die wichtige Prüfungen der zehnten Klasse nicht bestanden haben und sich hier für die Wiederholung vorbereiten. Vier Schüler absolvieren für sechs Jahre einen «Solar-Kurs» mit dem Ziel, für Secmol so genannte Solar-Häuser zu bauen. Die intensive Sonneneinstrahlung wird vor allem zum Heizen und Kochen benutzt. Sylvia unterrichtete diese Studenten in Englisch und stellte eine Broschüre zum alternativen Energiesystem auf dem Campus her. Mesum unterrichtete sie und deren zwei Lehrer in den Grundlagen der Elektrotechnik. Die Lehrer nahmen am Unterricht teil, weil sie

nur Basiskenntnisse hatten. Mathematik, Physik und Einführung in Elektrotechnik mit besonderem Schwerpunkt auf die praktische Anwendung standen auf dem Unterrichtsplan.

Die E-Mails, die wir vor der Abreise erhalten hatten, erweckten den Eindruck, dass Mesum einen Intensivkurs durchführen sollte. Doch vor Ort sah es anders aus. Die Leitung wollte nur zwei Stunden pro Tag dafür reservieren. Das ist zu wenig, um in drei Monaten das zu lernen, wofür Lehrlinge in der Schweiz vier Jahre Zeit haben. Hinzu kam, dass der Unterricht der Schüler in sehr unregelmässigen Abständen stattfand. Wir waren darauf vorbereitet, dass indische Schulen anders organisiert sind als bei uns. Dass die Kosten der Secmol-Ausbildung aber gleich hoch waren wie Semestergebühren an Schweizer Universitäten, obwohl kaum qualifizierte Lehrkräfte zur Verfügung standen, hat uns erschreckt. Bis kurz vor unserer Ankunft hatten die Schüler zudem gar keinen Lehrer. Mesum fragte sich, was sie in den letzten zwei Jahren an der Schule gelernt hatten. Obwohl sie die Grundlagen eigentlich bereits durchgenommen hatten, verstanden sie nur wenig davon und konnten dieses Wissen kaum praktisch anwenden. Einheimische erklärten uns, dass das indische Schulsystem meist auf Auswendiglernen basiere. Ob die Schüler den Inhalt auch verstehen, werde selten überprüft. Mesums Schüler konnten beispielsweise Formeln aufsagen, hatten jedoch Schwierigkeiten, sie in Berechnungen anzuwenden.

Laptops und Hühner

Die Studentinnen und Studenten der Secmol waren unmotiviert und zwischendurch fiel auch der Unterricht aus. Das leitende Ehepaar reagierte gleichgültig, als wir sie über die mangelnden Lernerfolge in unseren Unterrichtsstunden informierten. Sie schienen sich vor allem dafür zu interessieren, ob die Unterkunftsgebühren bezahlt werden. Diese belaufen sich auf fünf Franken täglich (Tendenz steigend). Zudem müssen die Studentinnen und Studenten im Campus unbezahlte Arbeiten verrichten: kochen, putzen, den Garten pflegen oder



Freuen sich über den Besuch: Schüler der Schule Phey, wo Mesum ein Solar-Radio gebaut hat.

Bilder: Mesum Verma



Kühe und Hühner versorgen. Ihre Hausaufgaben beginnen sie oft erst gegen elf Uhr. Geweckt werden sie aber täglich um sechs Uhr.

Wir wurden neugierig, wie sich Secmol finanziert und vor allem, wohin das Geld fließt. Als Mesum beschloss, die Solaranlage zu verbessern und dafür neue Geräteteile zu bestellen, erfuhr er, wie teuer diese Anlage ist. Die acht Solarpanels mit Kabel und Batterien kosteten umgerechnet rund 70'000 Franken. Einen Teil davon wurde ihnen zwar geschenkt. Trotzdem stellt sich die Frage, wer sich in Ladakh so etwas leisten kann – ausser dem Militär, denen sie anscheinend ihr Know-How verkaufen. Wir stutzten auch, als wir die teuren Laptops, Film- und Fotokameras im Hauptbüro des Secmol in Leh sahen. Im Campus sparen sie an allen Ecken und Enden, und dann so was! Am einen Abend schimpfte die Leiterin mit einem Mädchen, weil sie 300 Rupees (etwa zehn Franken) zu viel für Nahrungsmittel ausgegeben hatte. Am Tag darauf meinte der Leiter, er wolle einen neuen Apparat für das Batteriehäuschen kaufen: Er kostete nur 250'000 Rupees, das sei für ihn nichts.

Die Zeit in Ladakh war bereichernd. Die Umgebung ist sehr eindrücklich und die Leute sind überaus freundlich. Wir haben viele Einheimische kennen gelernt, und eine Trekkingtour am Schluss rundete unseren Aufenthalt ab. Der Einblick in diese NGO war sehr aufschlussreich. Dass dies nicht die einzige Organisation ist, die fraglich wirtschaftet, hat Sylvia daraufhin in einer weiteren NGO in Kalkutta gesehen. Weil diese offensichtlich korrupt ist, Gelder abzweigt und eigentlich gar keine Projekte realisiert, hat sie ihr Praktikum dort frühzeitig beendet. Es ist also nicht nur schwierig, eine Arbeit zu finden, sondern auch eine NGO als Arbeitgeberin, die wirklich das leistet, was sie auf ihrer Homepage verspricht.

Sylvia Emch, 1978, hat in Zürich Ethnologie studiert und absolviert zurzeit ein Praktikum bei der Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV) in Bern.

Mesum Verma, 1975, Elektromonteur, arbeitet als Fotograf u.a. für diverse Snowboardmagazine und lebt in St.Gallen.